

Philipp Luidl

Fraktur – Schrift oder Requisite?

Fraktur, ein Wort aus der Mottenliste, so will es uns manchmal scheinen. Dabei ist es im Vokabular der Medizin gleichermaßen zu Hause wie im Sprachschatz der Typographie. Dennoch glaube ich, ist die Medizin um die Fraktur, die sie meint, mehr bekümmert, als der Seher um jene, für die er zuständig ist. Die gebrochenen Schriften scheinen mir tatsächlich „gebrochene“ Schriften zu sein. Denn irgend etwas ist hier nicht mehr intakt. Der Bruch verläuft zwischen dem Leser und der Schrift. Und es ist bestimmt mehr ein diplomatischer denn ein medizinischer Fall. Unser Auge jedenfalls ist in Ordnung, auch wenn es die Formen der Fraktur nicht mehr mit derselben Vehemenz auf die Netzhaut projiziert, wie die Formen der Antiqua. Ich glaube indessen aber auch nicht, daß an der Schrift ein Makel ist. Generationen vor uns haben teilweise ausschließlich mit der Fraktur Umgang gehabt. Und es war nicht der schlechteste. Bei eingehender Betrachtung müssen wir auch bekennen, daß es gar nicht der Seher ist, der der Fraktur den Stuhl vor die Tür stellt. Es gibt unter den Kollegen sogar welche, die sehr viel tun, um den letzten Zeugen dieser schönen Schriftgattung ein Reservoir in ihrem Bereich anzulegen.

Seit die Fraktur zum erstenmal auftrat, sie tat das um die Zeit der Gotik, war sie bis in die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts fast unangefochten zu Hause in allen Arten der Publikation. Sie ist ebenso wenig eine deutsche Schrift, wie eine jüdische. Ihren Anfang nahm sie in Frankreich, und den Garaus wollte ihr das Dritte Reich machen. Sie wäre also sogar ein Opfer des Faschismus und von da her zur Rehabilitation geeignet. Rehabilitiert wurde sie indessen nicht. Und das ist gut so, denn ich hätte Angst, daß wir an ihr mehr verderben könnten, als gut-

machen. Der Franzose besitzt in seiner Sprache ein Wort, das er für den Begriff „verwöhnen“ braucht, und eben dasselbe Wort heißt bei ihm auch „verderben“.

Nun ist die Schrift von Hause aus in kein sonniges Dasein gestellt. Denn tausendfach sind die Forderungen, die an sie herangetragen werden. Sie hat den Lesewütigen ebenso zu stillen, wie den Schöngestigen zu ergötzen. Sie hat ihre Pflicht im grauen Alltag von Verordnungen und Formularen zu erfüllen, wie den Karten und Programmen von Theater und Konzert besonderen Glanz zu verleihen. All das verlangt von ihr universelle Begabung. Hat die Fraktur sie im gleichen Maße wie die Antiqua?

Unsere Zeit würde mit nein antworten. Aber ist unsere Zeit objektiv genug, daß wir uns auf dieses Nein verlassen können?

„Der Kunde ist König.“ Dieser ominöse Slogan ist auf den Boulevards genauso zu Hause wie in den seriösen Häusern. Der Käufer weiß längst, daß es in erster Linie um sein Geld geht. Man ist also gewillt, seiner Majestät ein Reich zu bieten, weil er bereit ist, dieses Reich in klingender Münze zurückzugeben. Im Falle der Typographie muß das heißen, daß wir alles tun, wenn wir damit unser Geschäft machen. Ein nüchterner kaufmännischer Standpunkt, der allerdings weitab von ethischen Prinzipien haust. Der Leser wünscht keine Fraktur, also setzen wir keine. Hier geraten wir an den Grundsatz unserer Fernseh- und Rundfunkanstalten, die zwar bei jeder möglichen Sonntagsrede behaupten, sie wären sich ihres kulturellen Auftrages bewußt. Die aber trotzdem jahraus, jahrein die fürchterlichsten Schnulzen servieren mit der naiven Begründung, daß das Publikum dies so wünsche. Der kulturelle Sendungsauftrag geht also wieder einmal vor der wirtschaftlichen Kalkulation in die Knie.

Übertragen auf die Fraktur, beginnt das Knockout schon eine Runde früher. Was in der Schulstube gekocht wird, sind neue Gerichte, und auf dem Speiseplan ist ein Menü gestrichen. Gestrichen ist es nicht, wenn Sie amfliche Stellen befragen. Aber es wird nicht mehr gereicht. Nun, worin liegt der Unterschied?

In den künftigen Generationen werden wir also Leser bekommen, denen der Gaumen nach Büchern à la Fraktur gar nicht mehr steht. Wer die Fachbücher und Fachpublikationen genau studiert, wird den Eindruck nicht los, daß es für den echten Jünger der Schwarzen Kunst nur einen Auftrag gibt: dem Leser den Lesestoff derart zu servieren, daß er fast schon verdaut ist, ehe er genossen wurde. Dieses Anliegen ist nicht neu. Neu ist nur, daß man plötzlich findet, die Fraktur wäre schlecht verdaulich. Und genau das Gegenteil müßte man eigentlich annehmen, wenn man denselben Büchern und Zeitschriften zufolge jene Punkte glaubt, die sie gerade als verdauungsfördernd anpreisen. Da heißt es, weg von der Gleichförmigkeit der Striche, griffig soll die Schrift sein und die einzelnen Buchstabenformen einander nicht gleichen. Die Karolingische Minuskel war deshalb so gut, weil in ihren Ober- und Unterlängen die ideale Zubereitung für das Auge getroffen wurde. Die Karolingische Minuskel brachte das lange *j*. Ein Pfeiler unserer Begründung. Welche Antiqua hat diese Stütze nicht längst abgetragen? Aber die Fraktur hat sie noch. Und wo bleibt unsere Konsequenz? Es gibt eine Menge wissenschaftlicher Untersuchungen, welche Merkmale zu einer gut lesbaren und welche zu einer schlecht lesbaren Type führen. Sicher zu sein scheint mir nur jene vollkommen unwissenschaftliche These: Am besten zu lesen ist jene Schrift, die man zu lesen gewöhnt ist.

Lassen wir diesen Punkt hinter uns, er hat uns die Tür nicht aufgestoßen, daß wir den klaren Sachverhalt der Dinge sehen könnten. Er hat uns nur gezeigt, daß mit nüchternen Begründungen einer Mode nicht beizukommen ist. Was schert sich die Zeit um Gründe, wenn sie in etwas

verliebt ist. Lesen Sie aus diesem Satz keine Bitterkeit. Weder bin ich geeignet, große Grabreden zu halten, noch in einen überschwenglichen Toast auszubrechen. Wir besitzen zwei Schriftformen, die Antiqua und die Fraktur. Wir besitzen beide annähernd gleich lang. Wieviel mehr hat die Fraktur auf unserem Boden dem Wort gebient als die Antiqua. Es ist ein Gesetz, daß sich die Dinge verbrauchen. Und ein eben solches ist es, daß sie sich regenerieren. Nur sollten wir, glaube ich, nicht versuchen, ihr Pülverchen zu geben. Sie ist stark genug, sich auf normalem Wege zu erholen.

Wenn wir bis vor hundertfünfzig Jahren die Rolle der Antiqua in unserem Lande betrachten, so kam dieser in etwa jene Bedeutung zu, die heute die Fraktur einnimmt. Es hat sich also das Blatt gewendet. Wir haben damals keinen Schaden erlitten, warum sollten wir es heute? Es ist ja nicht so, daß es wie vor fünfundzwanzig Jahren^{*)} verboten wäre, Fraktur zu setzen. Es ist ein anderer Grund, der uns auferlegt, zurückhaltend zu sein. Zurückhaltend nicht, weil wir Argwohn gegen die Fraktur hegen, sondern weil wir sie lieben.

Wenn wir einen Grund suchen, und wir sollten das tun, warum die Fraktur mit jüngeren Typographen nicht per Du ist, so gelangen wir zu einem einfachen Ergebnis. Wer von uns sucht die Nähe dessen, den er nicht versteht? Versteht in zweifachem Sinne, denn zunächst ist ihm alles fremd, was zur Fraktur gehört. Das beginnt beim langen *j*, und das endet bei den Ligaturen. Dazwischen liegt die ganze Klaviatur der Versalien, die ihm etwa so vertraut ist, wie das griechische Alphabet. Der zweite Grund liegt in der Tatsache, daß die Fraktur in vielen Betrieben nicht mehr vorhanden ist, vielleicht noch im Kasten, aber nicht mehr im Bewußtsein der Kollegen. Sie werden mich fragen, warum nicht mehr im Bewußtsein der Kollegen? Und ich muß Ihnen antworten, weil sie vergessen haben. Vergessen, weil sie nicht mehr genötigt wurden, an sie

^{*)} Berechnet vom ersten Erscheinen dieses Aufsatzes.

zu denken. Wir sind wieder dort angelangt, von wo wir ausgegangen sind. Sagen Sie nicht, weil wir dabei sind, der Schrift den Zopf abzuschneiden. Sie müßten die Schere so tief ansetzen, daß Ihnen nur mehr zwei oder drei Typen übrigblieben. Sagen Sie schlicht und einfach, weil ich die Fraktur nicht mehr zeitgemäß finde. Sie haben damit den allgemeinen Sprachgebrauch gewählt. Nehmen wir einmal an, Sie sind überzeugt von dem, was eben gesagt wurde. Der Dialog müßte sich folgendermaßen weiterziehen. Das Wort „zeitgemäß“ sagt nichts über den spezifischen Wert einer Sache aus. Es betont lediglich, daß die Zeit anderen Sinnes geworden ist. Betrachten wir die verschiedenen Renaissancen, so die Auferstehungsfeier des Jugendstils, die wir unlängst überstanden haben, so bleibt uns eigentlich nur ein Staunen vor der Eigenvilligkeit der Zeit. Sie hält ja alles verwahrt in einer Art Kiste, aus der sie von Mal zu Mal ein älteres Spielzeug hervorholt und die Liebe zu diesem wieder neu entdeckt.

Hat sie aber, so werden Sie fragen, nicht die Regeln mancher Spiele mittlerweile vergessen? Mitunter wohl. Aber das schadet nicht, sie erfindet sich neue. So kommt es eigentlich nie, vorausgesetzt, daß es sich nicht um eine platte Kopie handelt, zu exakten Wiederholungen.

Mielleicht liegt der Grund ihres Alters darin, daß wir es nie verstanden haben, die Fraktur wirklich modern anzuwenden. Das kann nicht heißen, sie wie eine Grottesk zu behandeln. Ich meine, sie neu zu deuten, sie neu mit Geist zu durchdringen. Ihre spezifische Eigenheit ganz auszukosten, um ihr einen neuen Standort zu geben,

und nicht eine Polistik des Austauschbaren mit ihr zu betreiben.

Ist nicht derzeit an der Letternbörse eine Hausse in Barock zu beobachten? Der ehrliche Makler wird die Papiere der Fraktur nicht verschleudern. Auch wenn sie an Punkten heute noch verlieren. Er sieht sein Geschäft in der Spekulation. Verspürt er seine Stunde, so wird er nicht zögern, nachzuhelfen, wie es in seinen Kräften steht. Aber auch das nur so, daß die Gloriole des Schicksalhaften nicht zerstört wird.

Par Force gilt nur in der Jagd als würdig. Auf allen anderen Gebieten ist die Kunst der leisen Diplomatie Gepflogenheit. Die Fraktur hat diese wahrscheinlich nötig.

Die Fraktur ist eine Schrift. Lassen wir sie als solche überwintern. Damit umgehen wir die Gefahr, aus ihr ein Requisit zu machen.

Philipp Luidl ist anerkannter Fachmann auf dem Gebiet der Schrift und Satztechnik sowie Verfasser zahlreicher Beiträge in Fachzeitschriften. Der vorliegende Aufsatz stammt aus dem Buch „Schätze der Typographie – Gebrochene Schriften“, das unser Ehrenmitglied Prof. Walter Plata zusammengestellt hat und das 1968 im Polygraph-Verlag (Frankfurt) erschienen ist. Wir danken Herrn Prof. Plata für die freundliche Abdruckerlaubnis.

Wir wollen diesen Aufsatz, der vor über 30 Jahren verfaßt wurde, nicht nur kommentarlos abdrucken, sondern zur Diskussion stellen. Wieweit sind die Gedanken von Phillip Luidl, vor allem unter Berücksichtigung der völlig anderen technischen Umstände, heute noch gültig? Schreiben Sie uns. Eine Zusammenfassung der Leserstimmen ist in einem der nächsten Hefte vorgesehen. Die Schriftleitung



**Die Schriften sollten von einem Künstler entworfen werden
und nicht von einem Techniker.**

William Morris